



Weihnacht der Einsamen

von Erika Mitterer

Nun ist der Glanz verloschen und der Lärm verebbt. Die Kinder haben endlich „Gute Nacht“ sagen müssen und sind zu Bett gebracht worden. Das Mädel hat die neue Puppe neben sich auf dem Kopfpolster liegen, und neben den Hausschuhen des Buben steht das Aufziehauto. Der Vater hat zur Zeitung gegriffen, es tut ihm wohl, ein bisschen allein zu sein, ohne gerührte Freude an Krawatte und Zigaretten, Brieftasche und Kinderzeichnungen zeigen zu müssen; die Mutter bindet die Schürze um und wäscht rasch in der Küche das Geschirr – aber von der Schwiegermutter lässt sie sich heut nicht helfen, Gott bewahre! Die alte Frau soll nur in der warmen Stube bleiben, wenn sie noch nicht zu Bett gehen will. „Ganz rote Backen hast du, Mutter, ich glaube, du hast einen richtigen Schwips! Schlaf dich nur gut aus!“ Und so geht die Großmutter denn in ihr Kabinett hinüber und legt sich nieder. Schneller als sonst kreisen Gedanken und Bilder in ihrem Kopfe, sollte das wirklich von dem einen Glaserl Wein kommen, das sie getrunken hat, um mit den Kindern anstoßen zu können?

Einschlafen kann die Großmutter jedenfalls noch lange nicht. Die vielen Gedanken, Erinnerungen und Sorgen, die das ganze Jahr über wohlgeordnet unter dem Deckel des Alltags schlafen, quellen nun hervor wie die Stoffreste aus der Flickenschachtel, wenn man darin etwas Bestimmtes zu suchen beginnt. Das Bestimmte, das die Großmutter sucht, das ist das letzte Weihnachtsfest vor nun dreißig Jahren, das sie mit ihrem Mann und allen drei Kindern noch in der alten Wohnung gefeiert hat. Damals hat der Viktor schon so schlecht ausgeschaut und die meisten guten Sachen nicht mehr essen können, aber er war halt doch noch dabei, und Schmerzen hat er an dem Abend keine gehabt, denkt die Großmutter. Und der Ernstl, der stand gerade vor irgendeinem Examen, und nach dem Essen ist er gleich fortgegangen, um seine Braut zu besuchen ...

Die Großmutter greift nach dem Bild auf dem Nachtkästchen, das den Ernstl, fünf Jahre später, in der Uniform zeigt. Seine letzte Aufnahme ... Zwei Jahre war er verheiratet gewesen, dann eingerückt, noch dreimal war er auf Urlaub gekommen und dann, 1943, im Osten vermisst. Und nach dem Ende

des Krieges hatten Kameraden seinen Tod bestätigt.

Aber die alte Mutter, die da im Bette sitzt und das Bild betrachtet, glaubt nicht an seinen Tod.

Es ist freilich längst nicht mehr so, dass sie bei jedem Läuten zu ungewohnter Stunde erschrickt und ihn erwartet, dass bei jedem Telefonanruf von fremder Stimme ihr Herzschlag aussetzt, – schon lange ist es so nicht mehr. Sie spricht von ihrem ältesten Sohn wie von einem Toten; mit Wolfgang, dem zweiten, in dessen Familie sie nun lebt, spricht sie so, und sie weiß, er und Nelly denken: Gott sei Dank, die Mutter hat sich endlich damit abgefunden.

Sie heuchelt nicht, denn an seine Rückkehr glaubt sie wirklich nicht mehr. Nur, dass er tot ist – das kann doch auch nicht wahr sein. Als der Max, der kleine Musterschüler, heute vor der Bescherung mit feierlich gleichmäßiger Stimme das Weihnachtsevangelium gesprochen hat und zu der Stelle gekommen ist: „Siehe, ich verkündige euch große Freude –“ hat die Großmutter ein paar Minuten sehr starr vor sich hin geschaut, damit die Tränen nach innen quellen konnten. Große Freude, das gibt es für uns Alte nicht, das ist vorbei ... Aber man muss für die kleinen Freuden dankbar sein ... dankbar sein ... Sie hatte das zappelnde Mädel auf ihrem Schoß fester umschlungen, denn es wollte die lockenden Gaben schon genauer betrachten ...

„Dankbar sein!“ ermahnt sich die alte Frau verzagt und stellt die Fotografie zurück, man muss an die denken, die es schlecht haben! Und da muss sie ja nun weiß Gott nicht weit denken, ihr eigener Bruder liegt doch im Spital. Gibt es etwas Traurigeres, als am Heiligen Abend im Spital liegen zu müssen? Nachmittags war sie bei ihm, hat ihm Wein und Gugelhupf gebracht und seine Freunde begrüßt, die auch mit Geschenken gekommen sind, ein munteres Ehepaar, einen ehemaligen Kollegen und seine redselige Wirtin, die vielleicht immer noch hofft, dass er sie heiraten wird (vielleicht jetzt, wenn er ein bisschen lädiert aus dem Spital heimkommen wird, der lustige Herr Direktor!). Er hat Witze gemacht und mit den Augen gezwinkert wie immer, hat mit den hübschen Schwestern geschäkert und die hässlichen



I.R. (Ida Ritter?): Großmutter mit Kind

Aus dem Nachlass von Erika Mitterer, erhalten von Frederic Ritter

durch unpassende Komplimente in Verlegenheit gebracht, der unverbesserliche alte Schwerenöter, aber jetzt, was wird er jetzt tun, ganz allein mit dem röchelnden Schwerkranken neben sich. Tun kann er garnichts, aber was mag er denken? Denkt er vielleicht auch daran, wie sie beide noch Kinder waren – unter vielen Kindern – in dem einsamen Schulhaus im Mühlviertel? Weiß er noch, was der Schwester nun plötzlich ganz gegenwärtig wird; wie er einmal am Heiligen Abend in seinen Sonntagshosen unters Bett gekrochen ist, und der Baum strahlte schon längst, und die Weihnachtslieder verklangen, er aber weigerte sich schluchzend, hervorzukommen (und „den Schwindel mitzumachen“), denn er war am selben Tage von einem Nachbarsbuben über die Herkunft der Sachen belehrt worden, und da brauchte es denn, trotzte sein verletztes Kinderherz, keinen Lichterbaum, keine Lieder und überhaupt keine Freude zu geben!

Die Großmutter lag ganz still in ihrem Bett und dachte in heißem Mitleid an den kleinen Bruder, der, wie sie nun plötzlich wusste, eigentlich nie aus seinem Schmollwinkel herausgekommen war, sich nie herbeigelassen hatte, „den Schwindel“ mitzumachen, wie er oft zu sagen pflegte. Der ein paar Freundinnen gehabt hatte als junger Mensch, aber nie eine Frau, denn die große Liebe war für ihn nur eine Erfindung der Romanbücheln und Filmproduzenten, und auch später hatte er immer Leute um sich gehabt, beim Heurigen, im Urlaub, beim Bridgespielen, aber niemals einen Freund.

Oft hatte die Großmutter sich ein bisschen über ihn geärgert und ihn einen Egoisten gescholten, der für niemand sorgen und für niemand einstehen wollte, hatte ihm wohl auch offen gesagt: „Wenn du einmal alt bist, wirst du es bereuen, da wirst du dann ganz allein sein ...“ Nun kam ihr heute vor, er sei eben schon immer ganz allein gewesen, und am meisten vielleicht damals unter dem Bett, als er mit den Füßen nach denen stieß, die ihn hervorziehen wollten ... Die Geschwister hatten dann ohne ihn gesungen, und der Vater war so böse gewesen, dass er die Geschenke von seinem Platz wegnehmen wollte; das hatte jedoch die Mutter nicht zugelassen – die sich im übrigen um den weinenden Säugling kümmern musste ... Ja, der vierjährige Knabe war damals, inmitten der Seinen, ausgesetzter und verlassener gewesen, als heute der alte Mann in seinem Spitalbett. Denn Einsamsein inmitten einer lauten Schar, ist dies nicht vielleicht die bitterste Einsamkeit?



Da greift die Großmutter nach dem dicken Brief ihrer in Amerika verheirateten Tochter, die Bilder der reizenden Buben Johnny und Jimmy fallen heraus, die sie noch gar nicht kennt und mit denen sie kaum wird reden können, wenn sie wirklich einmal herüberkommen. Sie waren, schrieb Ilse, vor Kurzem in eine andere, viel hübschere Stadt übersiedelt, hatten ein „wundervolles Häuschen mit allen Schikanen“ für sich allein, einen neuen bequemen „Wagen“, mit dem sie in einer Stunde an die Bucht zum Baden fahren konnten, und am Weihnachtsabend würden sie, wie das dort üblich sei, eine große Party geben und alle Leute einladen, auf die es ankomme. „Aber zwischendurch, Mutti, werde ich an Dich und Wolfgang denken, und besonders an den Ernstl und wie es früher bei uns war, vor dem Krieg ... Mir kommt vor, alles Schöne und Traurige haben wir viel wirklicher erlebt daheim. Wahrscheinlich ist dieses Gefühl einfach eine Alterserscheinung, obwohl man ja hier, in diesem strahlend jungen Lande, nicht älter wird und Altsein die größte Sünde ist. Auf die Dauer stell ich mir das recht anstrengend vor, aber einstweilen hab ich ja wirklich noch Zeit. Nur, dass der Bob immer noch der gleiche Schlingel ist, wie vor zwölf Jahren, lieb und tüchtig und – völlig unerwachsen!“

Ein seltsamer Brief für eine Frau von fünfunddreißig. Sie ist doch glücklich mit ihrem unwiderstehlichen Bob, mit ihren süßen Buben, mit Kühlschrank, Waschmaschine, Auto und allen übrigen „Schikanen“? Sicher ist sie glücklich. Nur einsam, – einsam ist sie sehr. Heimat lässt sich nicht wiederfinden, und sie garnicht wiederfinden wollen, das ist vielleicht das schwerste?

Aber morgen wird sie froh sein, wenn sie alle mit ihrem bequemen Wagen an die Bucht fahren! Denn sie hat unsern finstern Winter immer verabscheut ...



Jetzt will ich aber wirklich versuchen, einzuschlafen.
Ob Nelly schon in der Küche fertig ist?

Die Großmutter dreht das Licht ab, und im Dunkeln fällt kein Schein durch den Türspalt; also sind die Jungen auch schon schlafen gegangen. Soll ich nicht doch nachschaun, ob die Nelly beide Gashähne geschlossen hat? Es ist ja wahr, dass sie es nie vergisst, und der Wolfgang wird sich ärgern, wenn er mich hört, ... aber ich geb halt acht ... Schließlich hat Nelly mehr als ein Glas getrunken, und sie hat ja immer soviel zu bedenken ... Licht mache ich keins, damit sie ja nichts merken.

Krach! Ein Sessel, der sonst nie im Vorzimmer steht, poltert gegen die Wand. Im nächsten Augenblick steckt der Sohn seinen Kopf heraus:

„Aber Mutter, ich bitt’ dich, was geisterst denn du noch herum?“

„Ich wollte mir ein Glas Wasser holen ...“

„Aber warum denn im Finstern? Hast du dir weh getan?“

„Nein, nein ... verzeih!“

„Also dann, gute Nacht!“

„Gute Nacht, schlaf gut, Kind.“

Sie lässt das Wasser einen Augenblick rinnen, um ihrer Ausrede Glaubwürdigkeit zu verleihen. Der Gashahn ist natürlich ohnedies geschlossen.

Mit pochendem Herzen schleicht sie ins Bett, wie ein Kind, das man fast auf Verbotenem ertappt hätte; und nun schläft sie ein.

Sie hastet auf grauer Straße in grauer Nebellandschaft dahin, ein Leiterwägelchen hinter sich herziehend. Ab und zu gerät sie in den fahlgelben Leuchtkranz einer Schwebelampe. Das Wägelchen wird ihr schwer, sie überlegt, ob sie es zurücklassen soll, aber da sie sich nicht recht erinnern kann, was sie eigentlich aufgeladen hat, zerrt sie es doch weiter, denn vielleicht wird sie die Sachen brauchen? Sie geht ja, wie sie von der Arbeit fortgelaufen ist in der nassen Kälte, ohne Jacke, ohne Tuch. „Wenn wir zu dem großen Feuer kommen, wird uns schon warm werden!“ hört sie plötzlich des Bruders Stimme neben sich. „Ja, Alfred – bist Du denn schon

aus dem Spital entlassen worden?“ „Nein, ich bin ihnen ausgerissen!“ Sie kann erkennen, dass er ihr zuwinkert. Aber schon wallt der Nebel dichter und verhüllt ihn, er geht wohl auch rascher als sie, mit ihrem schmerzenden Knie. Ganz recht geschieht mir, denkt sie, weil ich mich immer wichtig machen muss ...

Junge Menschen eilen an ihr vorüber, sie wundert sich: Wo kommen die her? Wieso sind sie nicht bei ihren Eltern am Heiligen Abend, was mag sie vertrieben haben vom hellen Tisch und aus der warmen Stube? Sie spürt die Kälte plötzlich nicht, denn Erbarmen glüht in ihr auf: Die das Leben so früh allein lässt, die finden sich doch noch schwerer zurecht, als wir Alten ... Wohin wollen die denn? Wohin will denn ich?

Und sie bleibt trostlos stehen und lässt den Wagen los und schaut sich um. Und sie sieht schattenhaft, dass unabsehbare Scharen von Einzelnen sich auf den Weg gemacht haben. Schulter an Schulter scheinen manche zu schreiten, aber plötzlich strecken sie die Arme wankend aus, wie um Halt zu suchen, lassen sie leer wieder herabfallen und tasten sich behutsam weiter voran mit dem Ausdruck von Blinden, die der Sonne Wärme auf ihrem Antlitz fühlen. Da sieht die Großmutter, dass der Nebel golden durchscheinend wird, wie vom Glanze einer ungeheueren aufsteigenden Sonne, und gleichzeitig spürt sie auch schon, wie deren Wärme sie ganz von innen her zu durchglühen beginnt. Das ist ja „Die große Freude“! begreift sie erschrocken und wird inne, dass keine Trennung mehr besteht zwischen den Alten und Jungen, den Tüchtigen und den Unnützen – und sie ahnt, dass weiter vorne, dort, im vollen Glanze, auch der blasse Unterschied zwischen den Lebenden und den Verstorbenen nicht mehr auszunehmen sein wird ...

Wer aber niemals ganz verlassen war, der hat sich wohl auch noch gar nicht auf den Weg gemacht, um am Ausgang dieser Sonne teilzuhaben. –

– – – „Guten Morgen, Mutter! Ich bringe dir heute das Frühstück zum Bett ... Ist es recht? Hoffentlich hast du gut geschlafen?“

„Danke, Kind! Du machst dir zuviel Mühe ... Oh ... ich habe so schön geträumt ...“

Diese Erzählung wurde erstmals 1968 im Verlag *Die Arche*, Zürich, veröffentlicht.